

BESONDERE KENNZEICHEN

Eine Überdosis Freiheit



Unterwegs ohne Visum in Burma auf dem Fluss Chindwin.

Claudio Sieber, Aussteiger und Fotograf, ist schon für einen IS-Terroristen gehalten worden und hat allein auf einer Insel gelebt, um seinen Überlebensinstinkt zu testen. In die Schweiz zurückkehren mag er nicht. VON FLURIN CLALÜNA

Claudio Sieber ist unheilbar krank. «Fomo» nennt sich die Krankheit, «fear of missing out», die Angst, etwas zu verpassen. Sieber wird daran nicht sterben, er leidet nicht einmal. Es ist auch gar keine richtige Krankheit, mehr ein Zwang. Schon sehr lange führt er sein Leben wie eine Art Junkie. Er sagt: «Ich bin so oft gereist, habe hinter jeden Baum geschaut, ich habe so häufig Party gemacht, aber es war nie genug. Ich spürte immer: Da muss noch mehr sein. Ich folgte einem unerbittlichen Verlangen.» Und dann, an einem Januartag vor viereinhalb Jahren, setzt er sich in ein Flugzeug nach Patagonien und kommt nicht mehr zurück. Sieber ist zivilisationsmüde und wird ein moderner Vagabund. «Mein Leben schien mir zu routiniert, zu organisiert, zu komfortabel.»

Auf dem Pony durch Osttimor

Eigentlich will er nur drei Jahre fortbleiben, aber er merkt schnell: Er wird es nicht mehr schaffen, sich in der Schweiz zu integrieren. Er trennt sich von seiner Freundin, die am Anfang der Reise mitgekommen ist, und zieht weiter, ohne zu wissen, wohin. Sieber hat getan, wovon die Band Patent Ochsner im Sehnsuchtslied «Bälpmoos» singt: Er hat sich fortspicken lassen. Alles, was er besitzt, trägt er mit sich – 20 Kilogramm in einem Rucksack. Einmal fährt er auf einem Schiff und ohne Visum quer durch Myanmar und wird von der Immigrationsbehörde über die Flüsse gejagt. Der Verdacht: Er sei IS-Terrorist. Zuletzt ist er auf einem Pony durch Osttimor geritten. Aber vielleicht klingt das alles auch viel abenteuerlicher, als es ist. Siebers Aussteigergeschichte ist sehr schweizerisch. Er sagt, er habe immer noch Mühe, den Schweizer in sich loszuwerden. Und wenn man ein Abenteurer sein will, stört der nur.

Ein Aussteiger, der sich sein Aussteigen durch Steueroptimierung mitfinanziert: Das gibt es vermutlich nur in der Schweiz. Auch heute noch zahlt er Geld in die Pensionskasse ein.

Claudio Sieber, 36-jährig, aufgewachsen in St. Gallen, sitzt auf einem Rattanstuhl vor einem Backpackerhotel in Bali, die langen Haare flattern im Wind, kleine Motorräder knattern vorbei. Er hat eine warme Stimme und ein helles Lachen. In den letzten viereinhalb Jahren ist er in 23 Ländern unterwegs gewesen, mit Booten, Töffs oder per Anhalter in Lastwagen. Meistens ist er in Asien. Wir telefonieren per Skype, und als Erstes beantwortet er die vielleicht spiessigste aller Fragen. Er hat auf sie gewartet: Wie kann er sich ein solches Leben leisten?

Gefangenschaft im Paradies

Es ist keine spontane Entscheidung. Er hat dieses Leben geplant wie ein Beamter, sieben Jahre lang. 100 000 Franken hat Sieber in dieser Zeit als Marketingfachmann zusammengespart, er schränkt sich ein und zieht von St. Gallen in den steuergünstigeren Kanton Appenzell Ausserrhoden. Ein Aussteiger, der sich sein Aussteigen durch Steueroptimierung mitfinanziert: Das gibt es vermutlich nur in der Schweiz. Auch heute noch zahlt er Geld in die Pensionskasse ein. Es ist das alte Sicherheitsdenken: Schliesslich weiss man ja nie.

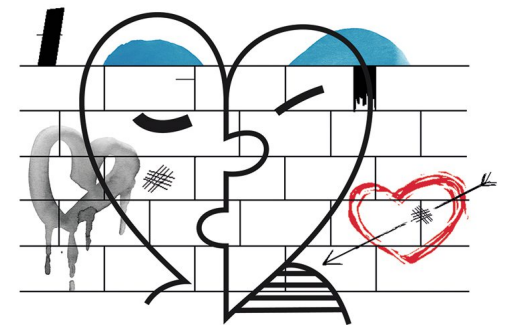
Anfangs hat er seine Möbel nur untergestellt, nun sind sie verkauft. Sieber hat zwar eine etwas esoterische Art, er sucht bei seinen Reisen nach einem «besseren Weltbewusstsein», aber er hat kein missionarisches Sendungsbewusstsein. Er redet auch nicht schlecht über die Schweiz oder sein altes Leben. Es ist bloss nicht mehr seines. «Geld war der Schlüssel, ich habe mir die Freiheit erkaufte», sagt er. 6000 Franken braucht er etwa pro Jahr, immer wieder arbeitet er als Fotograf, um sich zu leisten, was er haben möchte: unendlich viel Zeit. Auf seiner Website zitiert Sieber Max Frisch: «Einst hatten wir Zeit. Ich weiss nicht, wer sie uns genommen hat. Ich weiss nicht, wessen Sklaven wir sind. Wir leben wie die Ameisen, drüben im Abendland.»

Sieber war nicht burnoutgefährdet, als er abreiste, er wollte auch keine ewigen Ferien als Rucksacktourist oder ein Sabbatical nach dem Studium. Er wollte sich bloss treiben lassen, selbstbestimmt sein «und verstehen, was man auf keiner Universität lernen kann». Und er wollte mit alledem nicht bis zur Pensionierung warten. Er habe sich teilweise frühpensioniert, sagt er. Manchmal spürt er Neid, wenn er über seinen Lebensstil spricht. Aber ihn nachzuahmen, traut sich am Ende dann doch niemand, «es kann anstrengend sein, sich so einzuschränken, wie ich es tue», sagt er. Man könnte meinen, Sieber sei menschenfremd, weil er gern allein reist, er ist ein Einzelgänger. Aber er lässt sich auf alles Fremde und alle Fremden ein, und er bleibt so lange an einem Ort, bis er glaubt, etwas verstanden zu haben. Das kann Wochen dauern. Oder Monate.

Einmal ist er auf einer verlassen Insel in der Nähe Sumatras, der Name bleibt geheim, er will keine Nachahmer. Er nimmt eine Machete mit und ein kaputtes Zelt, kein Essen, kein Trinken, eine Art Gefangenschaft im Paradies. Warum macht man so etwas? Es geht ihm darum, zu überprüfen, ob sein Überlebensinstinkt noch funktioniert und ob er «als City-Boy» die Einsamkeit aushält. «Wir sind so verweichlicht, dass wir gar nicht mehr wissen, wie wir auf uns aufpassen müssen», sagt er. Nach zehn Tagen holt ihn ein Schiff wieder ab. Das Experiment ist vorbei. Das ist das Spielerische an seinem Leben: Er kann jederzeit damit aufhören. Bevor er verarmt und sich keinen Spitalaufenthalt mehr leisten kann, ist der Schweizer Pass sein Retourticket.

Das schlechte Gewissen

Doch das ist nur der Notfallplan. Eigentlich will Sieber nicht zurückkehren. «Ich habe gerade eine Überdosis Freiheit», sagt er. Aber an dieser Überdosis können auch Beziehungen zerbrechen. Es könne beängstigend sein, mit ihm zusammenzuleben, sagt er, «denn ganz am Schluss bin ich ein Egoist». Sieber hat nur wenige Kollegen, sie sind über die ganze Welt verstreut. Und er hat eine Freundin in Hanoi in Vietnam, die er nicht oft sieht. Manchmal plagt ihn das schlechte Gewissen, vor allem seiner 70-jährigen Mutter gegenüber. Siebers Vater ist früh verstorben. Die Mutter allein zurückzulassen, beschäftigt ihn, gerade weil er jetzt in Asien lebt, wo ältere Menschen anders behandelt werden, als er es aus der Schweiz kennt. Im vergangenen Winter, am letzten Geburtstag der Mutter, kehrte er nach vier Jahren zum ersten Mal wieder für einen kurzen Besuch in die Schweiz zurück. Er warnte sie nicht vor und stand einfach da. Die Mutter freute sich, er freute sich. Aber alles in allem war es eine unheimliche Erfahrung für ihn. Sieber kam nach Hause – und nichts hatte sich hier verändert, alles hatte seinen vorhersehbaren Lauf genommen. In dem Moment wusste er sehr genau, warum er von hier weggegangen war: Routine hält er nicht aus. Sie erschreckt ihn mehr als jede Überlebensübung auf einer gottverlassenen Insel.



IN JEDER BEZIEHUNG

Wer zahlt? Er, wer sonst

Von Birgit Schmid

Ein Nachtessen im Restaurant mit Freunden. Zwei Männer, zwei Frauen, die je zusammengehören. Die Rechnung kommt. Wer zahlt? Der Fall ist klar: die Männer. «Machen wir halbe-halbe», sagt der eine. Der andere findet das gut. Die Frauen stimmen schweigend zu.

Nichts Neues von der Geschlechterfront. Inzwischen verdienen Frauen zwar ihr eigenes Geld, sie machen Karriere, erben. Geht es aber um die Frage, wer die Rechnung begleicht, sitzen sie untätig da, mit den Händen im Schooss. «Frauen leiden in diesem Moment an einer seltsamen Armlähmheit», nennt das ein Freund. Und wenn sie doch zeitlupenartig in ihre Handtasche greifen, wühlen sie so lange darin herum, bis der Mann dem Kellner seine Kreditkarte überreicht.

Viele würden jetzt sagen: Gerade weil Frauen noch immer weniger verdienen, sollen Männer auch zahlen. Doch die Begründung klingt floskelhaft, weil sie inzwischen für vieles herhalten muss. Oft geht es ja nur um einen Kaffee oder ein Glas Wein und keinen Betrag von 250 Franken. Und meistens weiss man nicht einmal, wie viel der andere verdient – aber nimmt als Frau an, dass es mehr sein muss, weil er ein Mann ist.

Bei ersten Begegnungen entscheidet die «Wer zahlt?»-Frage sogar darüber, ob man sich in jemanden verliebt. Besteht ein Mann auf getrennten Rechnungen, gilt er als geizig: als einer, der jeden Franken umdreht. Dabei nimmt er bloss die Gleichberechtigung ernst. Besteht eine Frau aus demselben Grund aufs Zahlen, könnte ein Mann sie für zu dominant halten: Die behält gern die Kontrolle, kann sich nicht gehen lassen.

Damit es nicht zum Ringkampf kommt dort am Tisch vor den Augen aller, sollte man sich klarwerden, was das Rollenverhalten soll. Das Hin und Her – «Ich zahle» / «Nein, es ist an mir!» / «Steck dein Geld ein!» – ist ja immer auch etwas peinlich.

Was soll das also? Ich gebe zu: Auch ich lasse Männer gerne für mich zahlen. Jedenfalls leiste ich nicht immer den Widerstand, der aus emanzipierter Sicht wünschbar wäre. Sicher spielen gesellschaftliche Erwartungen eine Rolle. Der Mann kam lange für die Frau auf, er war der Versorger, während sie die Finanzen verwaltete und schaute, dass es bis Ende Monat reicht. Das ist noch heute in vielen Familien so. Bei Männern scheint das Geld von Natur aus lockerer zu sitzen. Man merkt es daran, wie sie es aufbewahren. Frauen tragen grosse komplizierte Portemonnaies mit sich herum, sie können beim Zahlen gar nicht voreilig sein: Bis sie alle Fächer geöffnet haben, hat der Mann die Münzen aus dem Hosensack geklaubt oder die Geldklammer aus der Innentasche des Sakkos gezogen. Zwei übrigens sehr coole Gesten.

Ein Mann, der zuvorkommend und grosszügig ist, erfüllt schon einmal zwei wichtige Eigenschaften. Diese stehen natürlich auch einer Frau. Damit sie nicht zur Nutzniesserin wird, sollte sie sich deshalb immer wieder revanchieren. Und sei es, dass sie den Mann mit dem Sackgeld einlädt, das er ihr monatlich gibt – bei Paaren, bei denen die Frau nicht ausser Haus arbeitet. So rechtfertigen das die Frauen selbst: Da sie für ihn waschen und bügeln, trinken sie auch den Champagner auf seine Kosten.

Doch lassen wir die Rechnerei. Letztlich ist es doch einfach nett, wenn man eingeladen wird. Der andere zeigt so, dass ihm meine Gesellschaft gefällt, er gerne mit mir zusammen ist, redet und lacht. So sollte man es nicht nur als Liebespaar, sondern auch unter Freunden halten. Erst wenn sich der Zahlende zum Zahlen genötigt fühlt oder der Eingeladene gekauft, weil etwas zurück-erwartet wird, macht es keine Freude mehr.

Und jetzt die Rechnung, bitte.